

Die Gralsburg des internationalen Finanzkapitals

Raubritter der Neuzeit

„Drei gegen einen“
Magnet Wallstreet

In jener fernen Zeit, als New-York nicht mehr als 30 000 Einwohner zählte, war Wallstreet, heute die Gralsburg des internationalen Finanzkapitals, ein Negermarkt. Doch in den benachbarten bescheidenen Kaffeeokalen versammelten sich zu bestimmten Tagesstunden Spekulanten und Händler. Dort entstand 1797 die erste Börse Nordamerikas. Während sich im Lauf der Jahrzehnte das äussere Bild der Strasse immer wieder wandelte und an Stelle niedriger Wohn- und Geschäftshäuser Wolkenkratzer aus dem Boden wuchsen, während sich der tägliche Börsenumsatz von 3000 Dollars auf Millionenwerte steigerte, so blieb doch Wallstreet stets, was es von Anfang an gewesen war: der Bezirk der „rauben Sitten“. In dieser Strasse herrschten schon immer Usancen, die nichts mit der Moral oder den Gesetzen des Landes gemein hatten, geschweige denn mit den Geboten der Kirche, zu deren treuen Schülern sich denn doch recht mancher der Börsenmagnaten von Wallstreet rechnete. Wie Robert Irving Warshaw in seiner kürzlich erschienenen Geschichte Wallstreets erzählt, hat schon 1861 Daniel Drow, der sich selbst einen getreuen Sohn der Kirche nannte, folgendermassen geäußert: „Ausser der Ausnutzung laufender Ereignisse können wir, die Mordskleren von Wallstreet, noch auf die Zufälligkeiten des Krieges spekulieren, der auf die Börse immer belebend wirkt. Es ist immer gut, im Trüben zu fischen...“ Ein Gegner von Drow, zu welchen aber auch sein Verbündeter, Vanderbilt, schickte einmal seinen Konkurrenten folgende lakonische Botschaft: „Meine Herrschaften, Sie wollten mich betrügen. Ich will Sie nicht gerichtlich verfolgen, das Gericht arbeitet mir zu langsam. Ich werde Sie vernichten.“ Binnen Jahresfrist waren Vanderbilts Konkurrenten ruiniert.

Eine der charakteristischsten Gestalten in der Geschichte Wallstreets war der Spekulant Jacob Little, der auch als Erfinder vieler Listen im Finanzkrieg gilt. Wie die meisten Herrscher von Wallstreet hatte sich Jacob Little aus kleinen Anfängen hochgearbeitet und ein Riesenvermögen erworben. Er fing als erster an, Papiere „auf Deckung“ zu verkaufen, und spekulierte dabei konsequent auf Baisse. Dabei wurde er immer reicher, während er die anderen ruinierte. Sein ganzes Leben war Spekulation, und er liebte diese Beschäftigung so, dass er seine Bücher selbst führte. Börsenoperationen waren für ihn Arbeit, Vergnügen und Leidenschaft. Die Stunden, in denen er keine Geschäfte machen konnte, galten ihm als verloren, und oft setzte er einen Kampf nur fort, um die Börsensituation zu verlängern. Andere Spekulanten lachten diesen „Asketen“ anfangs aus, dann verachteten sie ihn, aber schliesslich zwangen sie seine Erfolge zu Achtung und Furcht. Vier konzentrische Angriffe seiner Gegner machten ihn bankrott; dreimal konnte er sich wieder aufrichten, doch beim viertenmal blieb er auf dem Schlachtfeld. Ein Baisesspekulant grossen Stils war in den fünfziger und

sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts Daniel Drow, während Vanderbilt die Führung der Hauspekulation innehatte. Obwohl beide nach verschiedenen Systemen operierten, fanden sie nichts dabei, gelegentlich zusammenzugehen. Ihrer Veranlagung nach waren beide die denkbar grössten Gegensätze. Drow, workarg, misstrauisch, ein grosser Wohlthäter der Kirche, Vanderbilt umgänglich, angenehmer Plauderer und Pferdeliebhaber. Gemeinsam war beiden jedoch die „negative Eigenschaft“, ohne die ein Spekulant undenkbar ist. Diesen Typus hat John Rockefeller gut charakterisiert, als er sagte: „Ich bin bereit, jedem Angestellten alljährlich eine Million Dollars zu zahlen, der bei aller Sachkenntnis so völlig bedenkenfrei ist, Tausende von Menschen ohne jegliches Bedauern zu ruinieren.“

In der Geschichte der Börsenkriege war einer der markantesten der „Krieg der Drei gegen Einen“, Drow, Gould und Fisk gegen Vanderbilt. Kampfobjekt waren Eisenbahnaktien, über die Drow verfügte. Vanderbilt, der bis dahin als „Schiffskönig“ gegolten hatte, begann sich in seinem siebzehnten Lebensjahr für Eisenbahnaktien zu interessieren. In diesem Kampf sicherte er sich durch Bestechung die Mithilfe eines Richters von New-York, Bernard, der sich entschloss, Drow am Vorabend der Neuwahl aus der Verwaltung der Bahnen zu entlassen. Drow, der sich nicht verblüffen liess, liess, natürlich ebenfalls gegen Bestechung, einen anderen Richter, der einen entgegengesetzten Spruch fällte. Der eigentliche Kampf jedoch wurde auf der Börse geführt. Vanderbilt kaufte die Eisenbahnaktien auf, Drow genehmigte den Verkauf, während er insgeheim zu einem vernichtenden Schlag ausholte.

Er setzte es bei der Eisenbahnverwaltung durch, dass neue Aktien emittiert wurden, und noch am selben Tag tauchten 100 000 neue Eisenbahnaktien auf, auf denen die Drucker-Schwärze noch leuchtete. Diese Luft ergoss sich nun über Vanderbilt. Es folgte ein Kurssturz, und Vanderbilt hatte Zehntausende von Eisenbahnaktien in Händen, mit denen er nichts unternehmen konnte. Das siegreiche Triumvirat war gerade dabei, den Raub zu zählen, als die Nachricht eintraf, Vanderbilt habe die Verhaftung seiner Gegner durchgesetzt. Fisk schlug vor, sofort unter Mithilfe der Geldkapute nach Jersey, an die Grenze des Staates Connecticut, zu fliehen, wo der Haftbefehl des New-Yorker Richters nicht mehr wirksam war. So geschah es. In zwei Wagen gelangten die drei wohlbehalten nach Jersey, wo sie im Hotel Taylor abstiegen. Dieses Hotel verwandelte sich bald in ein Fort. Drow alarmierte nämlich seine Eisenbahner und Detektive, die Posten aufstellten und auf dem Fluss, der die Grenze bildete, Wachschiffe auf- und abfahren liessen. Vanderbilt, der einen vollständigen Ruin entgegenschlug, nun Verhandlungen vor. Dem Triumvirat war der Belagerungszustand ebenfalls langweilig geworden, und

so begaben sich denn die drei an einem Sonntag, der eine Vollstreckung des Haftbefehls nicht zulies, wieder nach New-York zurück, wo ohne lange Verhandlungen Frieden geschlossen wurde. Der Leidtragende war Drow, der die Verwaltung der Eisenbahnen verliess. Gould und Fisk behielten ihre Posten, während Vanderbilt fast die gesamten Verluste ersetzt wurden. Dieser Ausgang war durchaus im Stil der Strategie von Wallstreet.

Vanderbilt und Gould waren die letzten Börsenhelden vom alten Spekulantentyp. Da brach in den achtziger Jahren die Zeit der industriellen Konzentration an, und die grossen Männer von Wallstreet wurden nun die Gründer der Truste. John Rockefeller war nächst Gould lange Zeit der verhassteste Mann der öffentlichen Meinung. Noch vor 20 Jahren konnte ihm der Richter Landis die Worte ins Gesicht schleudern: „Sie schaden der Allgemeinheit mehr als alle Falschmünzer oder Postulanten.“ Es war damals, als Rockefeller zu 30 Millionen Dollars Geldbussse verurteilt wurde, die er freilich niemals bezahlte. Als aber vor Jahresfrist Rockefeller seinen 90. Geburtstag feierte, gab es in den Staaten keine angesehene Zeitung, die ihm nicht geguldigt hätte. Ein anderer „Mordskler“ von Wallstreet, Carnegie, musste sich nach einem Verkauf von Stahl an den Staat gefallen lassen, dass eine vom Kongress eingesetzte Kommission über diese Verkäufe folgendes Urteil fällte: „Der schamlose Charakter des Betrages, an dem diese Subjekte teilgenommen haben, und der Mangel jeglicher Loyalität verbieten es, ihnen Vertrauen zu schenken.“

Seit dem Tage des Krieges ist in Wallstreet ein neuer anonymen Held aufgetaucht, sozusagen der unbekannte Soldat des modernen Geldkrieges, der spekulierende Zeitgenosse. Gewiss hat das Publikum auch schon vor dem Kriege spekuliert, jedoch die „Freiheitsanleihe“ und die zu ihrer Unterbringung betriebene Propaganda lockten auch die Massen zur Börse, die bald Gefallen am schnellen Verdienen fanden. Sie mussten freilich die Erfahrung machen, die Daniel Drow folgendermassen formuliert hat: „An der Börse von Wallstreet spekulieren, ohne diese Verkäufe folgendes Urteil fällte: „Der schamlose Charakter des Betrages, an dem diese Subjekte teilgenommen haben, und der Mangel jeglicher Loyalität verbieten es, ihnen Vertrauen zu schenken.“

25000 junge Angestellte kämpfen

Der Reichs-Berufswettkampf des GDA. — Um die Leistungsfähigkeit im Beruf

Jede Art Zwang ist dem Menschen verhasst, namentlich dem jungen. Das trifft in verstärkter Masse für Prüfungen zu, bei denen man Rechenschaft über sein Können ablegen soll. Examenkommissionen, die knifflige Fragen stellen, und all das andere Drum und Dran einer Prüfung — wem graute nicht davor? Freilich wird sich kaum jemand einer solchen Tortur unterziehen. Derartige Gedankengänge mag man im Gewerkschaftsbund der Angestellten nachgezogen sein, als man die Berufswettkämpfe ins Leben rief. Also gab man ihnen die dem Sport abgelauchte und darum zeitgenössische Form des Wettkampfes, bei dem jeder die gleiche Chance hat. Und siehe da — die Teilnehmer kamen in Scharen und zwar freiwillig, denn niemand kann sie zwingen, an einem derartigen Wettkampf teilzunehmen. Auch hier beweisen Zahlen. 1927 waren es zirka 4000 Teilnehmer, 1929 schon fast 14 000, und in diesem Jahre 25 000, die sich im ganzen Reich an den Berufswettkämpfen beteiligten. (Für Berlin sind die entsprechenden Zahlen: 220, 500 und 1160). Also eine Steigerung innerhalb von drei Jahren um fast das Sechsfache. Das will schon etwas heissen bei der grossen Sportbegeisterung unserer heranwachsenden Jugend, von der man gewöhnlich annimmt, dass sie jeden freien Moment auf dem Fussballplatz vorbringt. Noch dazu, wo es sich um die „Junge Garde“ der Angestelltenschaft handelt. Die Fünfzehn- bis Zwanzigjährigen.

Wer sie am Sonntag vormittag in den vielen Räumen des Reichswirtschaftsrats gesehen hat, — draussen war der schönste Sonnenschein, den man sich nur wünschen konnte, — eifrig über ihre Arbeit gebeugt, der musste die Überzeugung mit nach Hause nehmen, dass in der deutschen Angestelltenjugend Berufsbewußt und Freude am Werk in einem Masse vorhanden sind, die der Angestelltenschaft die besten Aussichten für die Zukunft eröffnen müsste, wenn nicht... Ja, wenn nicht die Zukunftsaussichten überhaupt recht trübe wären! Aber man soll angesichts so zukunftsreicher Jugend nicht in den landesüblichen Pessimismus verfallen, der alles grau in grau sieht, wenn auch das Wort von dem Tüchtigen, der sich immer durchsetzt, zurzeit nur unter Vorbehalt benutzt werden kann. Allerdings — die Tatsache allein, dass der Reichswirtschaftsminister, der preussische Handelsminister und der Reichsbankpräsident neben den diesjährigen Berufswettkämpfe übernommen haben, genügt nicht. Sie bedeutet gleichzeitig eine Verpflichtung, nun auch in der praktischen Politik in diesem Sinne zu wirken und dafür mitzuarbeiten, dass diesen jungen Leuten später, wenn es sich nicht nur um friedlichen Wettbewerb handelt, auch eine „Chance“ gegeben wird, um dieses amerikanische Zauberwort nochmals zu gebrauchen.

Der Wettkampf selbst spielt sich so ab: jeder Teilnehmer und jede Teilnehmerin erhält eine Mappe mit Arbeitsmaterial und einem Fragebogen über die Personallisten. Das Arbeitsmaterial gliedert sich in drei Leistungsklassen. Eine leichte für Lehr-

linge im ersten Lehrjahre, eine mittelschwere für Lehrlinge im zweiten und dritten Lehrjahre und eine schwere, die besonders für junge Angestellte gedacht ist. Die Wahl der Klasse steht jedem Teilnehmer frei. Wer eine höhere Klasse wählt als die, die seinem Alter entspricht, bekommt Zuschlagspunkte, wer eine niedrigere wählt, Abschlagspunkte. Allerdings müssen in der einmal gewählten Klasse alle Aufgaben, die manchmal recht schwierig sind, gelöst werden. Also ein gutes Mittel zur Selbstkontrolle, denn jeder wird so gezwungen, seine Fähigkeiten selbst zu prüfen und sich zu fragen: Kann ich das wohl schaffen?

Aber im allgemeinen gingen die Teilnehmer, als der Ruf ertönte: „Achtung! Los!“, mit grosser Zuversicht in den Kampf. Hoffentlich gibt es bei der Siegereklärung, die am 16. Februar stattfinden soll, nicht zu viel Enttäuschungen! Im übrigen kann man nur wünschen, dass recht viele von denen, die am Sonntag im Reichswirtschaftsrats arbeiteten, auch später einmal Gelegenheit haben, dort zu wirken. Es wird, wie gesagt, ganz auf die „Chance“ ankommen, die man ihnen gibt. E. K. r.

Neuer Lebenszweck der „göttlichen Suzanne“. Suzanne Lenglen, einst die „göttliche“, ist seit einiger Zeit in einem Pariser Modesaalon tätig. In einem Interview erklärte sie,

Schaljapin,



Der berühmte Opernmäxer, soll durch eine Operation seine Stimme verlieren haben

dass ihr Tennisspielen nie so viel Freude gemacht habe wie das Verkaufen von Kleidern. Auch bei ihren gloriereichen Siegen im weissen Sport habe sie nie eine derart innere Befriedigung verspürt wie heute, wenn sie eine Kundin zum Kauf eines Kleides überreden könne. Sie werde daher fürs erste die Tennisschube im Schrank stehen lassen.

Das starke Geschlecht

Einer der schönsten Punkte der südwestlichen Landschaft Englands führt den seltsamen Namen „Des Teufels Punschglas“. Eine gewaltige, beinahe runde Mulde erklärt den Vergleich mit dem Punschglas, und der Teufel kommt hinzu, weil diese well-abgelegene, aus Moor und verbranntem Heidekraut bestehende Senkung in alten Zeiten der Schauplatz zahlreicher Verbrechen — und ihrer Sühne war. Denn hart am Abhange erhob sich der Galgen.

Heute sind Galgen, Verbrechen und wohl auch der Teufel längst verschwunden, und nur ein Stein, dort errichtet, wo einstmal ein unbekannter Matrose eines unatürlichen Todes starb, kündet von der schauerlichen Vergangenheit des Ortes. Getreu dem Geist seiner Umgebung trägt der Stein die Aufschrift: „Fluch dem Manne, der diesen Stein beschädigt oder verrückt.“ Jahrhunderte haben die Warnung befolgt, bis endlich das gott- und teufelslose Zeitalter, in dem wir leben, sich auftrafte, sich nicht mehr an diesen Stein zu stossen. Allen Flüchen zum Trotz soll er fallen, um einer neuen Autobahnstrasse Platz zu machen. So wenigstens hatte das Strassenbauamt bestimmt.

Aber es hatte die Rechnung ohne die Arbeiter gemacht. Denn je näher die Strasse an den ominösen Stein heranrückte, um so unheimlicher wurde den Arbeitern zumute. Der eine verlangte einen direkten Befehl des Vorarbeiters (auf den dann die Verantwortung und hiermit der Fluch fallen würde), der andere beschwor den Sturm, den Stein umzuwerfen, und dann wieder hiess es, das Los müsse entscheiden. Ein ganz schlauer aber fand den Ausweg, dass ein paar Frauen mit der Beseitigung des Steines beauftragt werden sollen. Denn ganz ausdrücklich treffe der Fluch nur den „Mann“, der dem Stein etwas antue. Ob er Teufel auf diese Spitzfindigkeit eingeht? K. v. St.

Radiobastler rettet ein Schiff aus Seenot

Wie ein in höchster Gefahr befindliches Schiff durch das Eingreifen eines Radiobastlers gerettet wurde, weiss der Londoner Blatt zu erzählen. Es handelt sich um ein russisches Schiff, das im Kanal, verzweifelt mit dem Sturm kämpfend, in höchster Not den Alarmruf S. O. S. sandte. Aber der Ruf verhallte ungehört, und das Schiff wäre verloren gewesen, hätte nicht ein Radiomateure, der in seinem Haus in Surrey an seinem Apparat hantierte, den Ruf aufgefangen. Er telephonisierte sofort an die Radiostation North Foreland und bewirkte dadurch, dass Schiff und Mannschaft gerettet wurden. Um ein Haar wäre dieses Rettungswerk indessen vereitelt worden, denn kurz bevor der Mann in Surrey den Ruf erhielt, war seine Antenne vom Sturm herabgerissen worden, und er musste sie erst wieder instandsetzen, eine Arbeit, mit der er glücklicherweise rasch genug fertig wurde, um den Ruf an den Lüften vernahmen zu können.